



Geleitwort

Liebe Freunde und Wohltäter unseres Hauses Königstein!

In den letzten Wochen dachte ich beim Umzug des Instituts oft an das Gedicht *Stufen* von Hermann Hesse, das ich als Aufgabe im Deutschabitur bekommen hatte. Dort heißt es in einer Zeile „und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne“. Die Arbeit war hart und schwer, aber unsere Freunde und Wohltäter haben uns so geholfen, dass wir in Friedberg diesen Zauber des (Neu-) Anfangs erlebt haben. Unsere Besucher im Institut waren ebenfalls positiv überrascht, wenn sie die Räumlichkeiten sahen: Die Bibliothek, das Archiv und unseren Speckpater-Platz im Garten. Die Namen aller Helfer zu nennen würde den Platz dieser Seite sprengen, aber ich war oft überwältigt und gerührt über die Hilfsbereitschaft, die Fertigkeiten und die Hochherzigkeit der Helfer. Nur so konnten wir die beiden Wallfahrten nach Schlesien und die Studienreise nach Friaul trotz der anstehenden Arbeit im Haus bewältigen.

Manches ist noch zu tun, doch wir können bereits zwei Tage der offenen Tür anbieten und laden Sie auch jetzt schon, nach Anmeldung Ihrerseits zu Besuchen ein. Sie wissen, dass 1946 über 400 000 Vertriebene aus Böhmen-Mähren und Schlesien nach Oberhessen kamen. In Nidda hörten wir bei den Tagen der offenen Tür und von Besuchern, unser bescheidenes Haus Königstein sei eine *sudetendeutsche Oase* in der Wetterau. Das wollen wir in Friedberg-Ockstadt auch bleiben, um den Geist Königsteins weiterzuführen. Daher hängt eine Kopie des Engels vom Haus der Begegnung in Königstein auch an unserem neuen Standort in Ockstadt.

Mehr über unsere Arbeit lesen Sie in diesem Heft. Wir freuen uns über Ihren Besuch und grüßen Sie dankbar wegen Ihrer Hilfe.

Ihr

Rudolf Grulich

Unser neues Domizil

Wir freuen uns schon auf Ihren Besuch in Ockstadt, das ein Ortsteil von Friedberg (Hessen) ist. Der Engel am Gebäude, der an den Engel mit der Posaune am Haus der Begegnung in Königstein erinnert, weist Ihnen den Weg, wenn Sie in die Alte Burgstraße 4 kommen.



Inmitten der vielen Bücherregale haben wir im Untergeschoss Platz für Tische und Stühle, sodass wir bereits am 26. Oktober mit den Vorträgen beim Tag der offenen Tür beginnen können.

Im Garten erinnert wie in Nidda ein *Speckpater-Platz* an Pater Werenfried und an die enge Verbindung seines Werkes *Kirche in Not*, der ehemaligen *Ostpriesterhilfe*, mit Königstein.

Wir hoffen auch, dass wir die bisherigen guten Kontakte zu den Landsmannschaften und zum Bund der Vertriebenen weiter vertiefen können. Das ist möglich, da wir wieder einen kompletten Vorstand haben. Frau Platen musste uns leider mitteilen, dass sie aus gesundheitlichen und



und familiären Gründen nicht mehr in der Lage ist, ihr Amt auszuüben. Wir danken ihr für ihre bisherige Arbeit und ebenso Frau Anna-Elisabeth Winkler, dass sie sich zur Mitarbeit im Vorstand bereit erklärte. Sie ist vielen unseren Besuchern und Gästen bekannt, denn sie hat uns bereits seit zwölf Jahren aktiv unterstützt, seit ihr Ehemann Dr. Adolf Winkler unsere Mitteilungen redigiert.

Die positive Resonanz auf unsere diesjährigen Wallfahrten nach Sachsen-Böhmen-Schlesien und die Studienfahrt nach Friaul haben

*Unser Vorstand in
den neuen Räumen:*

*Wolfgang Neudörfl, Kas-
senwart, 2. Vorsitzender
Prof. Dr. Adolf Hampel,
wissenschaftl. Leiter Prof.
Dr. Rudolf Grulich, 3. Vor-
sitzende Anna E. Winkler*



*1. Vorsitzender Dekan
Dr. Helmut Gehrman mit
Prof. Dr. Rudolf Grulich*

uns Mut gemacht, auch im nächsten Jahr Fahrten nach Wien mit zwei Tagesfahrten nach Südmähren und Ungarn anzubieten. Wien und Südmähren bereiten sich auf das Gedenken des 200. Todestages des hl. Klemens Maria Hofbauer vor. In Raab (ungarisch Győr) gedenkt man 2020 des 75. Todestages des Bischofs Vilmos Apor, der 1945 von sowjetischen Soldaten ermordet wurde, als er sich den Rotarmisten entgegenstellte und Frauen vor der Vergewaltigung schützen wollte. Die Programme der Wallfahrten und Studienreisen werden wir Ihnen im Heft 4 unserer Mitteilungen vorlegen.

Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende!
Auch wenn uns zahlreiche Helfer beim Umzug zur Seite standen,
bringt der Umzug doch einige Kosten. Wir vertrauen auf Sie und
bitten um Ihre Hilfe, um bald wieder in Friedberg weiterhin eine
sudetendeutsche Oase in Oberhessen zu sein.

Der Vertreibungsgedanke bei Rousseau

Wenn über die Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei gesprochen wird, so gilt diese in der Regel als Konsequenz für vorher von Deutschen verübte Verbrechen. Das nationalsozialistische Gewaltregime mit seinen Folgen kann sicher als unmittelbarer Anlass für die Vertreibungen angesehen werden, aber es sollte darüber nicht vergessen werden, dass es für viele nationale Verbrechen Vordenker gibt, die Gedanken formuliert haben, ohne sich vielleicht der Tragweite ihrer Philosophie bewusst gewesen zu sein. Dazu gehört Jean-Jaques Rousseau, der in seinem Werk Bedingungen für die Zugehörigkeit zu einer Nation und die Gründe für ihren Verlust formuliert hat.

Voraussetzung für Anerkennung oder den Verlust einer Staatsangehörigkeit ist nämlich bei Rousseau die Absolutsetzung der Nation als letztgültiger Ort der Glücksentfaltung des Menschen. In der Aufklärung wurde der Entwurf einer menschlichen Idealgesellschaft säkularisiert. Gesellschaftliche Utopien konnten ohne einen Rückbezug auf Gott hin gedacht werden, weil man dem Menschen allein die Fähigkeit zuschrieb, sein Glück auf dieser Welt zu bewerkstelligen. Ausgehend von dieser Basis verkündete der atheistische Aufklärer Helvetius (1715-1771) zum ersten Mal der Sache nach den Satz vom größten Glück für eine größtmögliche Anzahl von Menschen. Der Mensch benötigt nicht mehr den Glauben an Gott zu seiner Vervollkommnung. Der Mensch vervollkommnet sich evolutionär. Stationen dieser Evolution zum Besseren sind Revolutionen, die zu einer höheren Entwicklungsstufe führen. Damit birgt die Geschichte eine sich mehr und mehr erfüllende Heilserwartung in sich.

Dem entsprechend verstanden sich Philosophen als Propheten eines neuen Zeitalters: „Die Verkünder und Träger der neuen Eschatologie wußten sich als Vorkämpfer des Reiches Gottes auf Erden, die Revolution von 1789 war für revolutionäre Geister wie Turgot, Condorcet oder Proudhon die Erfüllung aller geschehenen revolutionären Anstrengungen der Menschheit und Anzeichen einer neuen Zeit. Die in der futuristischen Eschatologie der jüdisch-christlichen Tradition auftretenden Topoi: Reich Gottes, Himmlisches Jerusalem, Erlösung von dieser Welt der Verderbnis, Ende der Geschichte und Anfang der Königsherrschaft Jesu Christi, bekommen nun in der ‚Religion der Revolution‘ ihren zentralen Ort in freilich diesseitsorientierter Transformation. (...) Die Priester und Propheten der modernen revolutionären Bewegungen (...), verstanden sich als Träger, Verkünder und Beweger säkularer Heilsgeschichte. (...) Die ‚Priester der Revolution‘ wußten sich als Auserwählte der Geschichte, als Treuhänder der

Welt von Morgen und als Vollstrecker des wirklichen – obwohl nie ausdrücklich geäußerten – Willens des Volkes oder der Geschichte.“¹

Der säkularisierte Glaube an eine Vollendung menschlichen Glücks auf dieser Welt wurde aber nicht als ein rein individuelles Glück begriffen. Das Individuum ist demnach nicht einfach nur ein Teil der Menschheit, sondern ist das Glied einer Nation, in deren Rahmen sich die Veränderungen zum Besseren vollziehen. Nach Rousseau muss der Einzelne in der Gemeinschaft aufgehen: „Eigentlich lassen sich die Bestimmungen sämtlich in einer zusammenfassen: der einzelne überantwortet sich mit allen seinen Rechten völlig der Gemeinschaft.“² Der Ort der positiven fortschreitenden Entwicklung war die Nation als politische und kulturelle Einheit.³ Durch die Französische Revolution wurde Frankreich von den Revolutionären als die Nation begriffen, die anderen europäischen Nationen als leuchtendes Beispiel des Fortschritts und der Freiheit vorangehen sollte. Die Revolutionsarmee diente nun nicht mehr nur der Verteidigung der eigenen revolutionären Errungenschaften, sondern sie wurde zur Trägerin einer Idee.⁴ Die Armee wurde immer mehr zu einem Instrument zur Verbreitung der Idee der Freiheit: „Die Revolutionsheere bringen mit der französischen Herrschaft die ‚Freiheit‘. Napoleon I. ist dann der Vollstrecker der Revolution.“⁵ Durch die Übertragung eschatologischer Erwartungen in die Welt der Politik, wird die diesseitige Welt nicht nur zum Ort des zukünftig zu erwartenden Glücks, sondern auch Ort der Bestrafung derer, die sich dem anzustrebenden Glück der Menschheit auf dieser Welt entgegenstellen. Der Staat wird zum konkreten Ort dieses zu erwartenden Glücks. Wer die Gesetze des Staates bricht, hört nach Rousseau auf, Glied des Vaterlandes zu sein.⁶

Aus der Übertragung der christlichen Vorstellung vom Jenseits als dem Ort der gerechten Belohnung für die einen und Bestrafung für die anderen, wird die Bestrafung der Fortschrittsfeinde nicht nur absolut

1 Künzlen, G., in: Ley, Michael, *Mythos und Moderne*, Böhlau Verlag Wien 2005, S. 56.

2 Rousseau, Jean-Jaques, *Der Gesellschaftsvertrag*, In der Übersetzung von Ulrich Bossier, Marixverlag, Wiesbaden 2008, S. 28.

3 Rothfels, Hans, *Zeitgeschichtliche Betrachtungen*, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen, 1959, S. 41: „Indem der dritte Stand sich 1789 zum Souverän erhob, wurde dieser Entwicklung (der Nationwerdung) nur das emotionale Pathos demokratischer Idee der ‚nation une et indivisible‘ hinzugefügt, die nun allerdings die Forderung der Spracheinheit und des ‚cuius regio eius natio‘ im Gefolge hatte.“

4 Vgl.: Ley, Michael, a.a.O., S. 57.

5 Schwendemann, Karl, *Weltpolitische Bücherei*, Band 27/28, Frankreich, Zentral-Verlag, Berlin 1932, S. 23f.

6 Vgl.: Rousseau, Jean-Jaques, a.a.O., S. 58.

notwendig, sondern gleichsam zum religiösen Akt einer höheren diesseitigen Gerechtigkeit. Der Absolutsetzung des religiös-politischen Glaubens an den Menschen als einem von der Natur bestimmten, sich selbst genügenden Quell der eigenen Vervollkommnung, ist das Wort Robespierres zuzuordnen, nach dem die französische Revolutionsregierung als die „Despotie der Freiheit gegen die Tyrannei“ anzusehen sei.⁷ Damit genießen die Anhänger der alten Ordnung, die als dem Menschen nicht mehr angemessen betrachtet wird, also im neuen Sinne inhuman ist, keine Rechte mehr. Ihnen gegenüber darf Inhumanität angewandt werden. Hier liegt die geistige Wurzel der Aussage Masaryks, nach der „Unhumanität“ mit „Unhumanität“ zu begegnen sei.

Dem Sendungsbewusstsein der Revolutionäre als Initiatoren einer neuen Welt mit neuen Menschen entsprach der Wunsch, einen völligen Bruch mit dem bisherigen religiösen und politischen System zu vollziehen. Bei einem großen Teil der Revolutionsanhänger wird die Überwindung des Christentums als einer der größten Verdienste der revolutionären Entwicklung angesehen.⁸

Schon Rousseau betrachtete das Christentum als wenig geeignet für die Errichtung einer idealen Gesellschaft. Der Staat und die Gesellschaftsordnung seien nämlich nicht Gegenstand des öffentlichen Kultes und somit müsse der Glaube den Menschen innerlich teilen.⁹ Daher fordert Rousseau zumindest die Zurückdrängung des christlichen Einflusses auf die Gesellschaft, um öffentlichen Kult und Staat wieder zu einer Einheit verschmelzen zu können.¹⁰ Damit wurde der

7 Vgl.: Mosebach, Martin, *Ultima ratio regis*, Carl Hanser Verlag, München 2007, S. 24.

8 Ziemssen, Ludwig, *Die französische Revolution*, Ullstein's Verlag Berlin 1893, schreibt auf Seite 210: „Während so der Erzbischof (...) im Namen des Pariser Klerus sprach, setzte er sich die rothe (sic) Jakobinermütze auf und warf Bischofsmütze, Stab und Ring von sich. Alle untergebenen Priester folgten seinem Beispiel, Gleiches erklärend; ihnen schlossen sich sofort die im Konvent sitzenden Geistlichen an (mit einziger Ausnahme des Bischofs von Blois, Gregoire), sich gleichfalls vom Christenthum (sic) lossagend; der Konvent klatschte Beifall, der Präsident, Laloi, umarmte unter Glückwünschen den Erzbischof, der Abbé Siéyès erklärte die Abschaffung des Christenthums ‚für die größte Wohltat der Republik‘, und ein Antrag, diesen bedeutsamsten aller Tage mit dem Namen ‚Tag der Vernunft‘ zu bezeichnen, ward zum Beschluß erhoben.“

9 Vgl.: Rousseau, Jean-Jaques, a.a.O., S. 211f.

10 Rousseau, Jean-Jaques, a.a.O., S. 213: „Unter den christlichen Autoren hat bisher einzig der Philosoph Hobbes das Übel richtig gesehen (...). Man sollte, so sein mutiger Vorschlag, die beiden Köpfe des Adlers wieder vereinigen und alles zur politischen Einheit zurückführen, ohne die weder ein Staat noch eine Gerechtigkeit je gut verfasst sein könnten. Er hat aber erkennen müssen, dass sich die Herrschucht des Christentums mit seinem System nicht verträgt; nähme eine dermassen dominanzbestrebte Religion hin, dass die Interessen des

aus Genf stammende Philosoph zu einem der wichtigen Vorreiter für die sich radikalisierte Absetzbewegung vom Christentum während der Französischen Revolution.¹¹

Der radikale Bruch mit der Vergangenheit wird besonders greifbar durch das Umstürzen von Denkmälern, die mit der vorrevolutionären Epoche in Verbindung gebracht werden konnten. Es kam zur Zerstörung vieler Figuren an den berühmten französischen Kathedralen. Herausragende Bauwerke störten den Gleichheitsgedanken.¹² Wenn auch der Plan, alle Kirchtürme zu schleifen, nicht zur Ausführung gelangte, wurden viele bedeutende Bauwerke zerstört, wie die berühmte Abtei von Cluny, von deren riesiger Kirche nur noch ein Torso erhalten blieb. Vor allem die Symbolik des „ancien régime“ wurde abgeschafft. Die Einführung einer neuen Zeitrechnung demonstrierte den Anspruch, welchen man der Revolution und den mit ihr verbundenen Umwälzungen beimäß.¹³ In diesem geistigen Kontext dürfte auch der Sturz der Mariensäule in Prag 1918 einzuordnen sein.

Je radikaler die Brücken zur eigenen Vergangenheit abgebrochen werden, umso weniger scheint eine Rückkehr zu den alten Idealen möglich. Die Durchsetzung der *volonté générale*, des gesellschaftlichen Allgemeinwillens, der von Jean-Jacques Rousseau in seiner Schrift „Gesellschaftsvertrag“ aus dem Jahre 1762 postuliert worden war, erfordert, dass der Staat sich dem Individuum gegenüber eine uneingeschränkte Macht einräumt. Nach Rousseau ist die Freiheit des Einzelnen von seiner Bedeutung für die Gemeinschaft her zu verstehen. Allgemeiner Souverän wird der sich im Staat manifestierende allgemeine Wille. Er ist mit der natürlichen harmonischen Ordnung der Welt gleichzusetzen. Die Fähigkeit zur völligen Übereinstimmung mit dem allgemeinen Willen setzt eine völlig homogene

Priesters zugunsten derer des Staates beschnitten würden.“

11 Winfried Böhm, Professor für Pädagogik in Würzburg von 1974-2005 hält Rousseau nicht für einen Gegner des christlichen Denkens. So äußert er sich in einem Interview in der Zeitung „Die Tagespost“ vom 28. Juni 2012, S. 10: „Wenn wir den Freiheitsbegriff Rousseaus dem christlichen Personenbegriff konträr gegenüberstellen und von einem Gegensatz zwischen beiden ausgehen, geraten wir sofort auf ein altes Fehlgleis, auf dem sich freilich viele Interpreten seit 250 Jahren bewegen. Sie haben Rousseau oft als einen Gegner christlichen Denkens gedeutet. Das erscheint mir als ein bedauerliches Vorurteil.“ Seine Gedanken entfaltet er in einem Buch: Böhm, Winfried und Soetard, Michel, Jean-Jaques Rousseau – der Pädagoge, Verlag Schöningh, Paderborn 2012.

12 Vgl.: Ziemssen, Ludwig, a.a.O., S. 212.

13 Vgl.: Jurt, Joseph, Die Allegorie der Freiheit in der französischen Tradition in: Knabel/Rieger/Wodianka, Hrsg., Nationale Mythen – kollektive Symbole, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2005, S. 114f.

Nation voraus. Ley zufolge wird so der Weg von der Volkssouveränität zur Volksgemeinschaft beschritten.¹⁴

Die Kombination von diesseitigem Vollendungsglauben und der Nation als Ort seiner Umsetzung führt bei Rousseau zur Sakralisierung der Nation. Für Rousseau ist die Leugnung der Nation als Erfüllungsort des heilbringenden allgemeinen Willens, gleichbedeutend mit der Leugnung der Kirche als Ort des Heils. „Demzufolge kann das Heil nur im Staat und der Nation gefunden werden.“¹⁵ Als Strafe für Sünden gegen die Nation schlägt Rousseau den Ausschluss aus der Nation vor: „Übrigens wird jeder Missetäter, der das gesellschaftliche Recht verletzt, kraft seines Frevels zum Rebell und Verräter wider das Vaterland; dadurch, dass er dessen Gesetze bricht, hört er auf, eines seiner Glieder zu sein, ja, er führt Krieg gegen dasselbe. Jetzt ist die Erhaltung des Staates mit seiner Erhaltung unvereinbar; einer von beiden muss weg. Man tötet den Schuldigen, weil man in ihm keinen Bürger sieht, sondern einen Feind. Der Prozess beweist, und das Urteil verkündet, dass er den Gesellschaftskontrakt gebrochen hat und folglich kein Glied des Staates mehr ist. Da er sich aber einst diesem zugehörig erklärt hatte – und sei es nur, indem er dort seinen Wohnsitz nahm – muss er ausgeschlossen werden: durch Verbanung als Paktbrüchiger oder durch den Tod als Staatsfeind.“¹⁶

Der Frevler gegen den Staat soll aus ihm verbannt werden als jemand, der unfähig sei, Gesetze und Gerechtigkeit ernstlich zu lieben.¹⁷ Er hat sich der Nation als Ort der zu schaffenden Glückseligkeit als unwürdig erwiesen.

Man fühlt sich nicht nur an die Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradies erinnert¹⁸, sondern erahnt sofort, wo Gründe für die Vertreibung der Sudetendeutschen aus der Tschechoslowakischen Republik zu finden sind. Die Deutschen haben für die Vertreter des tschechischen Nationalismus diesen Staat mit seiner tschechischen Nationalkultur als Ort der diesseitigen Glückseligkeit abgelehnt und somit das Recht verwirkt, in diesem Staat leben zu dürfen.

Die Absolutsetzung der Nation als Umsetzungsort der menschlichen Glückseligkeit hatte besonders im Hinblick auf die tschechoslowakische Staatsbildung negative Auswirkungen auf das Zusammenleben der einzelnen Nationalitäten. War in Frankreich die Nationbildung

14 Vgl.: Ley, Michael, a.a.O., S. 64.

15 Ley, Michael, a.a.O., S. 65.

16 Rousseau, Jean-Jaques, a.a.O., S. 58.

17 Vgl.: Ley, Michael, a.a.O., S. 65.

18 Gen 3,23-24: Darum entfernte ihn Jahwe Gott aus dem Garten Eden, (...) Und als er den Menschen vertrieben hatte, stellte er östlich von dem Garten Eden die Kerube auf und das zuckende Flammenschwert, damit sie den Weg zum Baum des Lebens bewachen.

abgeschlossen, und es fühlten sich alle in den Grenzen lebenden Menschen als Franzosen, so gab es dieses geschlossene Nationalgefühl in der Tschechoslowakei nicht. Die Tschechen erblickten in dieser Nation ein Staatsvolk, das sich über das Slawentum, vor allem tschechischer Provenienz zu identifizieren habe. Angehörige anderer Sprachgruppen, vor allem Deutsche und Ungarn hatten damit ihre verständlichen Schwierigkeiten, weil von ihnen mit Annahme des Tschechoslowakismus die Ablehnung ihrer bisherigen nationalen Identität verlangt wurde. Da diese Identität über Jahrhunderte gewachsen war, wurde eine Aufgabe derselben als Selbstverleugnung begriffen und nicht vollzogen. In den Augen der dominierenden Tschechen wurde das als Verrat am Staatsgedanken begriffen. Die unterbleibende Identifikation mit dem Tschechentum musste in den Augen der Tschechen ein Verwirken der Daseinsberechtigung im Staate nach sich ziehen. Das führte auf Seiten der Tschechen dazu, dass man nur eine Konversion zum Tschechentum als Lösung des Nationalitätenkonfliktes betrachtete, oder aber dass man sich bei Weigerung der Renegaten zu entledigen habe. So verhinderte das rousseau'sche Modell der Nation als Ort für die zu erlangende menschliche Glückseligkeit das Finden einer einvernehmlichen Lösung unter den verschiedenen Völkern des neuen Staates.

Da Masaryk in diesem Staatsmodell des Aufklärers aus Genf selber gefangen war, konnte er als Präsident keine wirkliche Lösung der Probleme im nationalen Zusammenleben seiner Völker anbieten. Die entstehende nationale Lebenslüge lag darin, dass man von Seiten der Tschechen annahm, einen Nationalstaat nach französischem Vorbild aufbauen zu können. Dieses Modell musste aber an der real existierenden nationalen Vielfalt im Lande scheitern. Dieses am Horizont aufscheinende kommende Scheitern des neuen Staates konnte man aber auf Grund der eigenen ideologischen Verblendung nicht erkennen.

Helmut Gehrman

Beachten Sie bitte unser Bücherangebot auf Seite 32!
Diese Publikationen sind eine Möglichkeit,
Bekannte und Freunde auf das Schicksal der Vertriebenen aufmerksam zu machen

Sudetendeutsche Missionare am Amazonas

Zur Amazonas-Synode in Rom im Oktober 2019

Für 2019 hatte Papst Franziskus im Vorjahr eine Amazonas-Synode angekündigt und dazu das folgende Thema angegeben: „Amazonien: Neue Wege für die Kirche und eine ganzheitliche Ökologie“. Diese Bischofssynode wird vom 6. bis 27. Oktober in Rom stattfinden. Ein erstes Voraus-Dokument hatte gefordert, für das ganze bedrohte Pan-Amazonas-Gebiet neue Wege für die Kirche aufzeigen. Kardinal Lorenzo Baldisseri betonte als Sekretär der Synode, dass das Amazonas-Gebiet ein „Garten immenser Reichtümer und natürlicher Ressourcen“ sei, aber heute von der Ausbeutung bedroht ist. Es sei die „Mutter Erde der dortigen indigenen Völker und habe eine eigene Geschichte und ein unverkennbares Antlitz“. Das Antlitz dieses Gebietes wird aber heute durch Brände zerstört.

Auf seinen Pastoralreisen hatte sich bereits Papst Johannes Paul II. in Lateinamerika bei seiner Begegnung mit Indios zum Verteidiger der Rechte der Ureinwohner des Landes gemacht. Bei einem Treffen mit Vertretern von indigenen Stämmen des Amazonasdschungels in der peruanischen Stadt Iquitos appellierte der Papst am 5. Februar 1984 an die Regierung des Landes, wirksame Gesetze zum Schutz der Vielzahl der Kulturen und ethnischen Gruppen in Peru zu erlassen. Der Papst betonte, dass die Indios ein Anrecht auf Land und Entwicklung hätten. Obwohl Schriftstücke, die die Besitzansprüche der indigenen Bevölkerung auf Grund und Boden gesetzlich festlegten, zum großen Teil fehlten, müsse den Indios das ihnen zustehende Land ohne Verzögerung und ungerechtfertigte Belastungen übereignet werden, forderte er. Zugleich mahnte Johannes Paul II. die indigenen Völker, niemals aus Hass und Rache Gewalt anzuwenden, auch wenn sie oft hätten zusehen müssen, dass die Habsucht der Neuankömmlinge ihre Reservate bedrohte. Er warnte die Ureinwohner auch davor, sich vom Alkoholismus ruinieren zu lassen oder der „schrecklichen und unmoralischen Geißel“ des Rauschgiftkonsums und Rauschgifthandels zu erliegen.

Da auch deutsche Missionare und Missionsbischöfe im Amazonasgebiet wirkten, werfen wir einen Blick auf die entsprechenden Kirchen- und Missionsgebiete, denn bereits vor mehr als dreihundert Jahren haben deutsche Missionare in eben diesen Gebieten für die Rechte der Indigenen gekämpft. Erst 1664 hatten die spanischen Behörden erlaubt, dass auch nichtspanische Missionare in der Neuen Welt zugelassen wurden. Nach der ersten Aussendung böhmischer Missionare 1678 wurden 1683 zwei weitere Missionare der böhmischen Jesuitenprovinz nach Peru geschickt, dessen Vizekönig von

Lima aus als Vertreter des spanischen Königs über Gebiete herrschte, die heute zu Peru, Bolivien, Ecuador sowie Brasilien gehören. Es waren P. Samuel Fritz aus Trautenau und P. Heinrich Richter aus Proßnitz. Zahlreiche Briefe sind von ihnen erhalten, darunter auch solche von ihrer langen beschwerlichen Reise. Für Strecken, die heute der Papst in Stunden zurücklegt, brauchten sie Monate. Im November 1683 verließen sie Olmütz. Von Genua segelten sie am 11. Dezember 1683 ab und gelangten nach Sevilla in Spanien, wo sie neun Monate auf ein Schiff nach Südamerika warteten. In Cartagena langten sie im November 1684 an.

Über die Weiterreise schreibt P. Richter: „Zu Carthagena nahmen wir von unseren Mitbrüdern Urlaub / und begaben uns den 15. Decembris auf unsere so langwierige als mühselige Reise. Wir fuhren in einem großen Weidling oder Kahn auf einem Meerbusen / giengen demnach zwey Tag zu Land / bis wir bey dem großen Fluss Magdalena den 21. dito angekommen seynd. Allda bestiegen wir abermals eine Canoam oder Weidling und fuhren gegen den Strom / welcher sich gleich einem Meer so weit und breit ausgegossen hatte / dass wir öfters weder Ufer noch Land angetroffen / sondern in Mitten des Wassers auf unserem Schiffelein unter einer unzähligen Menge Schnacken übernachtet haben. Den 28. Decembris langten wir in unserem Collegio zu Monposch an / und erneuerten daselbst unsere Gelübd.

Den 4. Jenner 1685 gingen wir wieder zu Schiff / und trafen unter Weegs viel grosse Crocodillen / allerhand Schlangen / grausame Tyger und Löwen an / welche letztere in America ziemlich klein und mild seynd / dass man sich ihrer nicht viel zu fürchten hat / wohl aber deren Cariben oder Menschen-Fressern / so noch wilde Heyden seynd / und an den Ufern rechter Hand denen Frembden aufpassen / dass auf ihrer Seiten niemand anländen darff (...) Am 31. Jenner langten wir zu Honda in unserem Collegio an (...).“

Mit Ausnahme einer kurzen Unterbrechung bis Ostern geht die Reise unter gleichen Strapazen weiter. „Unter Tages trancken wir ein wenig Tschocolata, Nachts aber stunden wir bis an die Versen in dem Sumpff gleichsam wie auf der kalten Herberg / weil wir unerachtet der Nässe und des Frostes kein Feuer machen noch uns wärmen konnten. Den 2. Juni hatten wir einen so schlimmen Weeg / desgleichen ich mein Lebtage nicht gesehen hatte. Ich fiele mit meinem Maulthier in einen Morast / und ward also gespritzt / dass ich mehr einem Teuffel als Menschen gleich sah (...). Endlich den sechsten Junii seynd wir zu Popayan, Gott Lob und Danck / in unserem Collegio glücklich gelanget (...) / Jetzt haben wir noch 100. Meil biss auf Quito, wo der Pater Provincial unser wartet / indessen aber den 25. Junii der ersten Provintz-Congregation, so allda gehalten soll werden / vorstehen wird.“

Wie wir aus dem Tagebuch von Richters Reisegefährten Samuel Fritz wissen, wurde erst am 27. August Quito erreicht. Hier wurden sie von der königlichen Kammer und ihren Mitbrüdern freundlich aufgenommen und mit Kleidern, Nahrungsmitteln und Geschenken für die Indianer ausgestattet. Die Weiterreise von Quito wird noch anstrengender, wie das Tagebuch von Fritz schildert.

Betrachten wir kurz Leben und Leistung dieser beiden Glaubensboten, von denen einer sogar als Märtyrer starb. Heinrich Wenzel Richter ist am 7. September 1652 in Proßnitz in Mähren geboren. Die Eltern waren gegen den Wunsch ihres Sohnes, Jesuit zu werden, doch trat dieser am 15. Oktober 1668 in den Orden ein und legte zwei Jahre später die ersten Gelübde ab. Mit großem Erfolg studierte Heinrich Richter Philosophie in Jitschin und Prag, wo er den Magistergrad erwarb. Er unterrichtete dann am Kleinseitner Gymnasium, bei St. Klemens und in der Prager Neustadt. 1683 beendete er das Theologiestudium in Prag und wurde von Weihbischof Johann Ignaz Dlouhovessky zum Priester geweiht. Im selben Jahr machte er sich mit seinem Mitbruder Samuel Fritz auf den Weg in die Mission.

Seine Briefe und das Tagebuch von Samuel Fritz geben uns Auskunft über diese Jahre im Missionsgebiet; außerdem die Arbeiten von Zeitgenossen und späteren spanischen Missionshistorikern. Der Ordenshistoriker Astrain würdigt Richters Wirken bei den gefürchteten Kopffäger-Stämmen, vor allem beim Stamm der Cunivos. Nachdem er bei den Cunivos Erfolg hatte, wandte sich Richter anderen Stämmen zu, wobei er in Konflikt mit den Franziskanern kam, die bei ihrer Mission von Lima aus ebenfalls den Marañón erreicht hatten und dem Lauf der Flüsse Huallaga und Ucayale folgten. Ohne größere Schwierigkeiten kam bald eine Einigung unter den Ordensoberen zustande, so dass das Bekehrungswerk ungestört weitergehen konnte. Richter, nun P. Enrique genannt, machte sich mit unermüdlichem Eifer daran, das Vertrauen weiterer Stämme zu gewinnen und auch ihnen das Licht des Evangeliums zu bringen.

Dabei gab es aber auch immer wieder Rückschläge, ja auch Überfälle feindlicher Stämme und Mordversuche, wie der im Jahre 1690. In jenem Jahr wurde Richter Vize-Superior in La Laguna. 1691 und wieder 1695 unternahm er Expeditionen zu den Jivaros, die schon mehrere Missionare getötet hatten. So schreibt P. Heinrich Richter nach Hause an einen Mitbruder in Prag, dass die Indianer einige Missionare „an Händen und Füßen gestümmelet, ihnen die Köpff abgeschlagen / u. solche / damit sie aus den Hirnschaalen Trinck-Becher machten / mit sich fortgenommen haben... Gebe Gott / daß nachdem wir viel Seelen in diesen Ländern werden gewonnen haben / wir ebenfalls unsere Arbeit mit dergleichen Lorbeer-Kränzten crönen“.

Als sich 1696 mehrere Stämme gegen die Spanier erhoben, fand Richter im November auf einer weit entfernten Station den Tod. „Geistig ein bedeutender Mann, der seine Gaben nicht entfalten konnte, nachdem ihn schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit (nach 10 Jahren Wirken) der Tod ereilte. Seine Briefe verraten lebhaftes Denken, scharfe Beobachtungsgabe und kritischen Geist“. So schreibt Josef Gickelhorn über ihn; auch dass er eine Karte seines Missionsgebietes entworfen und Wörterbücher, Grammatiken und Katechismen in verschiedenen Indianersprachen verfasst habe.

Über Samuel Fritz, den bekanntesten der Amazonas-Missionare aus Mitteleuropa, liegt eine reiche Literatur in vielen Sprachen vor, die Josef und Renée Gickelhorn zu ihrem umfangreichen, 1943 erschienenen Buch über diesen Forscher und Entdecker verwendeten. Durch sein Tagebuch ist sein Wirken nachzuzeichnen wie das keines anderen Amazonas-Missionars aus Mitteleuropa. Am 9. April 1654 wurde Samuel Fritz zu Trautenau in Nordböhmen geboren. 1672 bis 1673 war er Schüler des St. Wenzel-Seminars in Prag, und an der Universität als Student der Philosophischen Fakultät eingetragen. Am 27. Oktober 1673 erfolgte sein Eintritt in den Jesuitenorden. Die Jahre 1674 und 1675 verbrachte er in Brünn im Noviziat. 1676 lehrte er im Kolleg zu Ungarisch Hradisch Latein, 1677 unterrichtete er am Gymnasium in Proßnitz, 1679 war er Lehrer in Brünn. 1680 begann er sein Theologiestudium in Olmütz und beendete es 1683. Von hier aus sandte er seine Bitten um die Zulassung in die Mission an den Ordensgeneral in Rom. Die erste Bitte wurde in einem Brief vom 3. Juni 1683 abgelehnt. Am 8. Oktober desselben Jahres wiederholte er die Bitte. Diesmal hatte er Erfolg. Am 14. November 1683 erhielt er den Befehl zur Abreise. Er verließ mit drei Gefährten Olmütz, darunter auch P. Heinrich Richter.

Fritz war zur Bekehrung der Omaguas bestimmt, auch Cambebas genannt, die verstreut auf zahlreichen Inseln im Inundationsgebiet des Marañon lebten. Im Laufe des ersten Jahres besuchte Fritz die mehr als 31 Siedlungen der Omaguas, um sich allen zu zeigen. Er bekehrte bald den ganzen Stamm. Als Hauptsitz gründete er den pueblo San Joaquin. Er unterrichtete die Indianer im Ackerbau und in den verschiedenen Handwerken, baute und schmückte selbst viele Kirchen und Häuser. In allen Künsten, auch der Malerei, bewandert, ein tüchtiger Mathematiker und Baumeister, und ein Freund der Indigenen, hatte er mit seiner Missionsmethode großen Erfolg. Fritz sprach die Sprache der Indianer bald mit Meisterschaft und lernte mit Leichtigkeit neue Dialekte. Er schrieb u. a. ein Wörterbuch der Omagua-Sprache und verfasste eine Grammatik.

Als nächsten Stamm missionierte er die noch kannibalischen Yurimaguas und in den folgenden Jahren die Aizuares und Ibanomas auf den Inseln sowie weitere Stämme des Festlandes. Sein Einfluss reichte von der Einmündung des Rio Napo bis zum Rio Negro, also über 1700 km. Bis zu seinem Tode 1725 bereiste er unermüdlich im Kanu den Amazonas und seine Nebenflüsse und sammelte Informationen und Daten, mit deren Hilfe er seine berühmt gewordene Amazonas Karte erstellte und in Madrid drucken ließ. Mit Recht hat man Samuel Fritz „den berühmtesten aller Jesuitenmissionare und einen Mann von großer Gelehrsamkeit und unermüdlicher Tätigkeit“ genannt. Mit seiner Karte des Amazonasgebietes beginnt der deutsche Anteil an der Erforschung Südamerikas, der später mit dem Deutschböhmen Thaddäus Haenke aus Kreibitz und vor allem Alexander von Humboldt Weltruf genießt. Die Karte des Amazonas und dessen Nebenflüssen ist die erste vollständige und verlässliche Karte dieses Riesenstromes. Der französische Reisende und Forscher La Condamine schreibt von diesem Werk, es sei „bei so wenig Hilfsmitteln wirklich erstaunlich, dass er eine so beachtenswerte Arbeit leisten konnte. Unter besseren Arbeitsbedingungen als dieser Pater sie hatte, fühle ich erst, wie weit von Vollendung meine eigene beigelegte Karte entfernt ist. Die Schwierigkeit einer Flussaufnahme kann nur von demjenigen begriffen werden, der eine solche Arbeit selber durchgeführt hat“. Thaddäus Haenke findet dafür diese Worte der Würdigung: „Der weise Jesuit Samuel Fritz hatte nicht nur die Fähigkeiten, die Klugheit und das Glück, diese Eroberungen auszuführen, er besaß gleichzeitig vorzügliche mathematische und astronomische Kenntnisse. Er war der erste, der eine Karte des ungeheuren Laufes des Amazonasstromes aufnahm und in der Pariser Akademie zögerte La Condamine nicht einen Augenblick, sie zum Vergleich mit seiner eigenen Karte in seinem Werk zu veröffentlichen“. Einheimische Jesuitenhistoriker sprechen nicht umsonst von einer „epopeya del P. Samuel Fritz“. Fritz hatte auch versucht, die spanischen Ansprüche auf den Oberlauf des Amazonas zu bekräftigen. Nach Astrain hat dieser in Böhmen geborene Missionar mehr für Spanien getan als viele spanische Kapitäne und Eroberer: „Hätte unsere Nation sich das erhalten, was ihr Pater Fritz geben wollte, wäre der Amazonasstrom wirklich spanischer Besitz geworden und die heutige Republik Ecuador würde wie ein riesiger Keil von 300 Meilen ins brasilianische Gebiet hineinragen.“

Richter und Fritz sind nicht die einzigen großen sudetendeutschen Missionare, Forscher und Kulturbringer in diesem Gebiet. Auch Wenzel Breuer (auch Breyer) muss hier genannt werden. Er wurde 1662 in Auscha in Böhmen geboren und besuchte das Gymnasium in Prag. Am 1. Januar 1680 trat er in den Jesuitenorden ein, war 1680 und 1681 in

Brünn im Noviziat und studierte bis 1685 in Olmütz Philosophie. Dort lehrte er auch bis 1689 am Gymnasium, dann in Neisse. 1690 ging er zum Theologiestudium nach Prag, das er 1693 abschloss. Aus Prag bat er am 9. Januar 1693 um Entsendung in die Mission, ein Wunsch, der ihm noch im selben Jahr gewährt wurde. Er wurde in der Mission am oberen Marañon eingesetzt und berichtet darüber in einem Brief an seinen „Herrn Bruder Patrem Breuer, besagter Societät und Provintz Priestern nach Prag. Geschrieben in der Völckerschaft Sancti Jacobi de Laguna den 18. Junii 1699“, dass ihm die Mission von Laguna zugeteilt wurde „allwo ich in den Herbst-Monat 1697 glücklich ange- langt bin / nachdem ich auf meiner weithen Reis die Städte Tacunga, Riobamba, Cicensia, Loxa, Valladolid, Jaen und S. Francisci Borgiae (allda unsere Missionen anfangen) durchwandert bin“. Er wurde Samuel Fritz zur Mitarbeit zugeteilt und wirkte mehr als zwanzig Jahre unter den Indianern. Samuel Fritz erwähnt ihn mehrfach in seinem Tagebuch. Breuer ist neben Richter und Fritz der bedeutendste böhmische Missionar am oberen Marañon, dessen Missionen er einige Zeit auch als Oberer vorstand. Von seinen Mitbrüdern wird er mehrfach in Briefen rühmlich erwähnt. Im hohen Alter trugen ihn seine Indianer nach Quito, damit er sich dort zu Ruhe setze. Er schrieb einen Nekrolog auf Samuel Fritz, der als Grundlage zu Biographien dieses Mannes diente. Breuer starb am 26. Juni 1726 in Quito.

P. Franz Vydra wurde 1662 in Böhmen geboren und trat nach dem Besuch des Gymnasiums in Neuhaus am 10. Dezember 1680 ins Noviziat der Jesuiten in Brünn ein. Er studierte Philosophie in Prag und lehrte dort sowie in Königgrätz und Kuttentberg. Ab 1689 studierte er in Prag Theologie und ging nach dem Terziat in Teltch 1693 nach Quito, wo er als Gefährte von Samuel Fritz bei den Omaguas und Yurimaguas in den Reduktionen San Joaquin und Guadalupe tätig war. Nach der Zerstörung der Missionen durch die Portugiesen ging er mit Fritz nach Jéveros. Er starb am 9. Januar 1740 in der Maynas-Mission.

Einer seiner Mitbrüder war Markus Zaureck, der am 25. April 1661 in Mährisch-Aussee geboren wurde. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Olmütz trat er 1678 in den Jesuitenorden ein, studierte Philosophie und Theologie in Prag und ging über Neu-Granada 1693 nach Quito. Wenzel Breuer schreibt in seinem Brief vom 18. Juni 1699, Zaureck sei „ein überaus eyfriger Mann, welcher zu Quito und der Gegend mehr Gutes wikt als kein Missionarius und danach von Begierd der Missionen dergestalt entzündet ist, daß er von solchem Apostolischen Eifer fast stürbt“. Zaureck starb 1738.

Rudolf Grulich

Sudetendeutsche Gedenktage in Hessen

Die Sudetendeutschen in Hessen gedenken in diesem Jahr zweier Landsleute, die nach der Vertreibung in Hessen gestorben sind. Am 1. Juli wäre Franz Jesser 150 Jahre alt geworden. Er starb am 16. März 1954 in Frankfurt am Main. Vor 40 Jahren, am 5. Juni 1979 starb in Wiesbaden vor 40 Jahren der Politiker Gustav Hacker.

Franz Jesser wurde 1869 in Zwittau geboren und gilt als der Politiker, der 1902 und 1904 den bis dahin selten gebrauchten Begriff „sudetendeutsch“ in die publizistische Diskussion einbrachte. Er besuchte das Gymnasium in seiner Heimatstadt und studierte an der deutschen Universität Prag Geschichte, Geographie und deutsche Literatur. 1892 bis 1893 leistete er das Freiwilligenjahr in der österreichischen Armee ab. Seit 1898 war er Wanderlehrer im 1894 gegründeten Bund der Deutschen in Böhmen und 1905 Sekretär der Deutschen Agrarpartei in Böhmen, die er von 1907 bis 1911 als Abgeordneter im Wiener Reichsrat vertrat. Von 1911 bis zum Kriegsende 1918 war er im Reichsrat Abgeordneter der Deutschen Volkspartei, von 1920 bis 1933 Senator in der Prager Nationalversammlung. Seit 1913 war er mit Hermann Ullmann Herausgeber der Zeitschrift *Deutsche Arbeit. Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen*. Die Deutsche Universität ehrte ihn 1928 mit der Ehrendoktorwürde. Bis 1945 betreute er die Volksbibliothek in Zwittau.

Nach der Vertreibung arbeitete Jesser bis zu seinem Tode für die Ackermannsgemeinde. 1983 gab das Sudetendeutsche Archiv in München seine Memoiren heraus unter dem Titel: *Volkstumskampf und Ausgleich im Herzen Europas. Erinnerungen eines sudetendeutschen Politikers*.

Gustav Hacker wurde am 20. September 1900 als Sohn eines Landwirtes in Lubau in Böhmen geboren und war noch Soldat im Ersten Weltkrieg. Er absolvierte dann in der Tschechoslowakei die Höhere Landwirtschaftsschule in Kaaden und übernahm nach Praktika auf Bauernhöfen den elterlichen Hof. Er war Mitbegründer des Bundes der Deutschen Landjugend, dessen Vorsitzender er war und wurde Gründer der Westböhmischen Bauernhochschule. Schon in jungen Jahren bekleidete er verschiedene Ämter wie den Vorsitz des Verbands der landwirtschaftlichen Bezirksvorschusskassen, Aufsichtsratsvorsitzender der Sudetendeutschen Zucker-AG und Direktor des land- und forstwirtschaftlichen Zentralverbands für Böhmen und Mähren. Von 1941 bis 1945 war er Soldat in der Ukraine. 1945 wurde er in Prag als Kriegsverbrecher vom Volksgericht zu vier Jahren Kerker verurteilt und wurde 1949 nach Hessen vertrieben, wo er sich in Vertriebenenorganisationen betätigte und Mitglied des BHE wurde, der sich 1961 mit der DP zum GDP bzw. GDP/BHE zusammenschloss.

Bis 1964 war Hacker Mitglied des Hessischen Landtags. 1955 hatte ihn Ministerpräsident Georg-August Zinn zum hessischen Staatsminister für Landwirtschaft und Forsten berufen. Hacker engagierte sich für die ländliche Strukturpolitik des Großen Hessenplans, bis er 1967 durch die SPD-Alleinregierung aus der Regierung in Wiesbaden ausschied. 1965 erhielt Hacker das Große Verdienstkreuz. Nach ihm ist in Schlangenbad der Gustav-Hacker-Weg benannt und in Groß-Umstadt die Gustav-Hacker-Siedlung. Nach Gustav Hacker ist auch die Gustav-Hacker-Stiftung benannt, die Preise vergibt für Studienleistungen auf dem Gebiet der Agrarwissenschaften.

Ein weiterer Gedenktag ist auf der Mathildenhöhe zu verzeichnen, denn vor 120 Jahren kam Joseph Maria Olbrich nach Darmstadt. Die Mathildenhöhe in Darmstadt zählt zu den wichtigsten Ensembles und Sehenswürdigkeiten des deutschen Jugendstils.

Als Gesamtkunstwerk eines Jugendstil-Ensembles und als Künstlerkolonie mit orthodoxer Kirche, Hochzeitsturm, Künstlerhäusern und Platanenhain ist sie für das UNESCO-Weltkulturerbe nominiert. Die Antragsunterlagen dafür sind schon erstellt, der Kultusministerkonferenz vorgelegt und von dieser bei der UNESCO in Paris eingereicht, die 2020 darüber entscheiden wird, ob die Mathildenhöhe den Welterbe-Status erhält.

Es ist 120 Jahren her, dass im Jahre 1899 der Großherzog von Hessen-Darmstadt den Architekten Joseph Maria Olbrich von Wien als Gründungsmitglied nach Darmstadt holte, der dann mit anderen Künstlern in Darmstadt eine künstlerische Arbeits- und Ausstellungenkolonie schuf, die als Künstlerkolonie auf der Mathildenhöhe eine Verbindung von Kunst und Leben schaffen sollte.

Olbrich war am 22. Dezember 1867 in Troppau geboren und war bei der Ausgestaltung der Mathildenhöhe im Gegensatz zu seinen Künstlerkollegen der Einzige, der eine fundierte praktische und theoretische Ausbildung im Baufach hatte. Nach einer Maurerlehre in seiner Heimatstadt besuchte er die Staatsgewerbeschule in Wien und war dann 1882 bis 1888 in Troppau als Architekt und Bauleiter für Unternehmen in Troppau tätig. 1890 studierte er an der Akademie für Bildende Künste in Wien und erhielt für hervorragende Leistungen ein Stipendium in Rom. Als Mitarbeiter und Zeichner im Büro von Otto Wagner arbeitete er am Projekt der Wiener Stadtbahn mit und gehörte zu den Gründungsmitgliedern der Wiener Secession. 1889 schuf er das Gebäude der Wiener Secession, was seinen Ruhm ebenso begründete wie seine Wiener Interieurs.

In Darmstadt war er die führende Künstlerpersönlichkeit, denn seine Architektur prägt die Mathildenhöhe entscheidend mit ihrem Erscheinungsbild bis heute. Er entwarf das Ernst-Ludwig-Haus als Ateliergebäude und die Künstlervillen, darunter auch sein Wohnhaus

am Alexandraweg, die Dreihäusergruppe, als Modell neuer Wohnkultur, den Hochzeittürmen und das Oberhessische Haus. Für den Großherzog schuf er das Spielhaus für die Prinzessin Elisabeth und den Musiksaal im Neuen Palais. Im Alten Schloss in Gießen stammen die Umbauten der Wohnräume von ihm.

Sein größtes Projekt begann er 1907, als er nach Düsseldorf umzog, um das Warenhaus Tietz zu gestalten. Eine Krankheit setzte leider schon 1908 seinem Leben ein Ende.

Olbrich gehört zu den größten Künstlern des frühen 20. Jahrhunderts in Deutschland. Der Olbrich-Weg hinter der Mathildenhöhe trägt seinen Namen, auch die Joseph-Maria-Olbrich-Plakette des Bundes der Architekten für besondere Leistungen.

Rudolf Grulich

Bischof Pavol M. Hnilica, Königstein und das Hilfswerk Kirche in Not

Der 2006 im südböhmischen Gratzen verstorbene geheim geweihte slowakische Bischof Paul Hnilica ist vielen Vertriebenen noch bekannt, war er doch oft in Königstein bei den Kongressen Kirche in Not, bei Tagungen des Sudetendeutschen Priesterwerkes und bei Vertriebenenwallfahrten. In Pressburg beschäftigte sich 2019 eine internationale Tagung mit seinem Leben und Werk, von dem Papst Johannes Paul einmal sagte, Hnilicas Diözese reiche von Ostberlin bis Peking. Unser Mitarbeiter Rudolf Grulich war der einzige aus Deutschland unter den zahlreichen Referenten des Symposions, das von der Theologischen Fakultät der Universität Pressburg und der Slowakischen Jesuitenprovinz unter Teilnahme vieler Ehrengäste, unter anderem auch des Erzbischofs und Vorsitzenden der Kasachischen Bischofskonferenz, durchgeführt wurde. Wir bringen den gekürzten Text des Referates von Rudolf Grulich.

Als mich Pater Martin von *Kirche in Not* aus Königstein in Nürnberg anrief und später auch Frau Prodekanin Emilia Hrabovec fragte, ob ich hier in Pressburg über Bischof Paul Hnilica sprechen könnte, war das für mich eine große Ehre, aber auch Freude, denn ich kannte Bischof Hnilica sehr lange. Wenn ich über die Kontakte, ja Zusammenarbeit von Bischof Paul mit Pater Werenfried berichten soll, so muss ich erwähnen, dass ich beiden sehr verbunden bin. Als Vertriebener aus meiner mährischen Heimat habe ich als Kind die materielle Hilfe des legendären Speckpaters am eigenen Leibe erfahren dürfen. Pater Werenfried wusste aber auch und handelte danach, dass der Mensch nicht allein von Brot, sondern auch vom Wort Gottes lebt. Ich habe mit den *Königsteiner Rufen* und dem *Königsteiner Jahrbuch* le-

sen gelernt und habe die Berichte über die Kultur meiner verlorenen Heimat und über die verfolgte Kirche in diesen Publikationen schon in der Kindheit und Jugendzeit buchstäblich verschlungen. In Königstein habe ich dann als Student nicht nur Pater Werenfried, sondern auch seinen Freund Bischof Paul kennengelernt und bin von beiden geprägt worden.

In Deutschland über beide Männer zu sprechen, ist schwer. Deshalb muss ich bereits jetzt erwähnen, dass mein Thema zwar heißt: *Bischof Hnilica, Kirche in Not und die deutschen Bischöfe*, doch nur *Kirche in Not* steht im Mittelpunkt, denn nur das Werk von Pater Werenfried, die „alte Ostpriesterhilfe“ hat Bischof Paul in seinem Wirken wirklich unterstützt. Was ich Ihnen sagen muss, ist nicht immer politisch korrekt, aber die Wahrheit. Beide – Pater Werenfried und Bischof Paul – waren und sind bis heute für viele deutsche Katholiken, auch im Klerus zu papsttreu, zu konservativ, zu katholisch.

Die Kirche in Deutschland war auf die Dritte Welt fixiert. Es gab Bischöfliche Werke wie *Missio, Misereor* und *Adveniat* für die Kontinente in Übersee. Aber erst nach dem Fall der Mauer und des Eisernen Vorhanges entstand mit *Renovabis* ein Osteuropa-Hilfswerk der katholischen Kirche in Deutschland, das heißt: mehr als 40 Jahre nach der Ostpriesterhilfe Pater Werenfrieds, dem heutigen Hilfswerk *Kirche in Not*, das zunächst nur ein Verein, dann eine Pia Unio als eine Gründung von Pater Werenfried und seiner Freunde in Königstein war und heute ein Päpstliches Werk ist.

Diese Vernachlässigung der Kirche im Osten gab es auch in der EKD, der Evangelischen Kirche in Deutschland. Wie es bei den Katholiken das Hilfswerk *Kirche in Not* gibt, so waren es in der Evangelischen Kirche meist Freikirchen wie die Baptisten oder Gruppen wie *Licht im Osten*, die pietistisch geprägt waren und ihren Brüdern und Schwestern im Osten halfen.

Wenn ich in den letzten Wochen vor meinem Vortrag in Deutschland Termine absagte, weil ich für diesen Vortrag in Pressburg zugesagt hatte, wurde ich oft gefragt, welches Thema diese Konferenz habe. „Hnilica“? wurde ich gefragt: Wer ist oder war das? Manche merkten sich den Namen, surfen im Internet und riefen mich dann an: Hast Du gesehen, was bei Wikipedia über diesen Bischof steht? Und auf welche Links verwiesen wird? Wenn Freunde etwas vom Bischof wussten, dann wurde auf den Banco Ambrosiano verwiesen, auf gehässige Artikel im *Spiegel*, aber ich hörte nichts Positives. Daher begrüße ich sehr, dass hier in einem katholischen Land im Beisein eines Erzbischofs aus Kasachstan von katholischen Fachleuten die Persönlichkeit und das Werk von Bischof Paul objektiv behandelt wird: Seine Verdienste um die lange Zeit im Osten unterdrückte Kirche, seine tiefe Marienverehrung, seine Liebe zu Fatima, seine Zusammenarbeit

mit Mutter Teresa und seine Sorge um die Gemeinschaft der *Familie Mariens*. Selbst über die heilige Mutter Teresa bringt die deutsche Ausgabe von *Wikipedia* viel Negatives, wie Sie sich selbst in Ihrem PC überzeugen können.

Das Werk von Pater Werenfried begann 1947 mit der Hilfe für die 15 Millionen deutscher Vertriebener aus dem Osten im zerstörten Deutschland, setzte sich fort mit der Hilfe für die Kirche jenseits des Eisernen Vorhangs, dann mit Hilfe für Vertriebene im Nahen Osten und später für die bedrohte Kirche in aller Welt. Heute hilft *Kirche in Not* in über 140 Ländern der Erde.

Der im Gefängnis geheim zum Priester und dann zum Bischof geweihte Paul Hnilica lernte Pater Werenfried nach seiner Flucht im Jahre 1952 in Innsbruck kennen, wo der Speckpater auf einer seiner vielen Bettelreisen Geld sammelte für Vertriebene und Flüchtlinge. So konnte der damals noch junge Bischof und Flüchtling Paul Hnilica den Almosen sammelnden Speckpater aus eigenem Erleben von der Not der Kirche im atheistischen



kommunistischen Europa informieren. Bald kamen andere Begegnungen dazu, intensive Zusammenarbeit und Hilfe wie die Unterstützung für die Fokolare-Bewegung, deren Gründerin Bischof Paul schon früh in Rom kennengelernt hatte. Als sich Pater Werenfried an die Gesellschaft Jesu wandte und nach Predigern für sein Werk fragte, war Bischof Paul sofort bereit. „Aus dieser Zusammenarbeit wurde eine enge und starke Freundschaft“, schreibt Jan Hnilica, der Bruder des Bischofs. Wir wissen alle, dass diese Freundschaft nicht nur eine große Hilfe für die slowakische Diaspora im Ausland und für die Kirche der Slowakei, sondern für die Kirche im Osten war.

Es ist hier aus Gründen der Zeit nicht möglich, auch nur auf die wichtigsten Begegnungen beider Großen der Kirche einzugehen. Die Leistungen von Bischof Paul waren und sind umso großartiger, wenn man weiß, wie sehr er auch von Krankheit geplagt war wie zum Beispiel 1962 in Gießen oder 1963 in Belgien, wo er trotz seiner Schmerzen zum 50. Geburtstag von Werenfried eine eindrucksvolle Rede hielt. Ich zitiere Jan Hnilica: „Er hob den Opfermut und das Heldentum Pater Werenfrieds, dieses modernen Apostels der Liebe hervor. Er erinnerte daran, daß die Bischöfe bei ihrer Weihe versprachen, für jeden, der sich an sie wende, Vater und Bruder zu werden. Das Bedürfnis unseren Brüdern durch leibliche Werke der Barmherzigkeit

zu helfen, sei in der heutigen Zeit erforderlicher denn je. Der Jubilar, dieser Prämonstratenser Mönch habe auf diesem Gebiet vielleicht viel mehr als zehn Bischöfe geleistet.“

Die Aussage gilt aber auch für Bischof Paul. Was er leistete an Hilfe für Emigranten ist fast unvorstellbar, es kann hier nur kurz wiedergegeben werden. Das gleiche gilt auch für seine Vortragstätigkeit, zu der ich ihn auch manchmal einladen konnte. Er sprach zum Beispiel vor sudetendeutschen und karpatendeutschen Priestern in Königstein und Mainz, bei Tagungen des Sudetendeutschen Priesterwerkes und predigte bei vielen Wallfahrten in Deutschland und Österreich. Er fand dabei immer eine Sprache, die auch einfache Menschen verstanden, die noch heute von ihm mit Hochachtung sprechen. Ich könnte das an Beispielen aus Bayern und Hessen belegen, zum Beispiel von der Wallfahrt zur Heiligsten Dreifaltigkeit auf dem Eichelberg in der Oberpfalz oder in Beratzhausen bei Regensburg und bei Vertriebenen-Wallfahrten im Bistum Mainz.

Beide Priester, Bischof Paul und Pater Werenfried, waren Gegner einer Leichtgläubigkeit und einer falschen Ostpolitik. Damit berühren wir das Thema der romtreuen „Untergrundkirche“, der Tatsache geheim geweihter Priester und Bischöfe, darunter auch seine Eminenz Kardinal Ján Korec. Ich habe Bischof Paul sehr oft in Königstein erlebt, wo von 1952 bis 1996 die Internationalen Kongresse Kirche in Not stattfanden. Der Höhepunkt des dreitägigen Kongresses war meist der aufrüttelnde Schlussvortrag von Pater Werenfried. Ich denke oft an Gespräche mit beiden, Bischof Paul und Pater Werenfried, die darauf hinwiesen, was das Zweite Vaticanum zum Dialog aussagte. Dialog war damals oft ein Modewort, eine Worthülse. Aber das Konzil sprach zwar von der Pflicht zum Dialog, aber auch von den Grenzen des Dialoges. Das sind Aussagen von Bischof Paul, der selbst am Konzil teilgenommen hatte.

Der Wunsch nach dem Dialog schließe unsererseits niemand aus, sagt die Konzilskonstitution *Gaudium et spes* in ihren Aussagen über die Kirche in der Welt von heute, „weder jene, die hohe Güter der Humanität pflegen, deren Urheber aber noch nicht anerkennen, noch jene, die Gegner der Kirche sind und sie auf verschiedene Weise verfolgen“.

Nirgendwo ist in den Konzilstexten so klar wie hier gesagt, dass sich die Bereitschaft zum Dialog auf *alle* erstrecken muss. Andere Aussagen des Konzils zur Dialogpflicht des Christen und der Kirche leuchteten damals allen ein: Dass bei Meinungsverschiedenheiten diese im Dialog geklärt werden und dass dieser Dialog erforderlich sei zur Entfaltung der Menschen und zwischen verschiedenen Gruppen und Nationen. Schwieriger war es schon für manche, wenn das Ökumenismus-Dekret den Dialog mit den getrennten Brüdern auf der

Ebene der Gleichheit forderte. Galt nicht die katholische Kirche als die allein wahre? Und dann noch Dialog mit Nichtchristen, mit Nichtglaubenden und Kirchenverfolgern?

Tatsächlich ist dann oft der praktizierte Dialog mit Recht auf Ablehnung einzelner Christen, aber auch mancher kirchlichen Kreise gestoßen, auch bei Bischof Paul und Pater Werenfried. Das gilt für die Verhandlungen des Vatikans mit kommunistischen Regierungen, die wie im Falle Ungarns noch während des Konzils geführt wurden. Die Ablehnung der Gespräche war oft total. Das Gespräch mit dem „Feind“ wurde als Kollaboration, ja sogar als Verrat bezeichnet. Ein ungarischer Kirchenmann, der gegen alle Verhandlungen Roms mit Budapest war, erklärte damals: „Können Sie sich vorstellen, wie es auf die römischen Christen in der Arena gewirkt hätte, wenn sie Petrus mit Nero in der Zirkusloge im Gespräch gesehen hätten?“ Der verstorbene polnische Papst, der aus seiner Verurteilung des Marxismus als „Schande des Jahrhunderts“ nie ein Hehl gemacht hätte, führte zwar den Dialog weiter, auch mit den Gegnern und Verfolgern der Kirche, aber unter dem Motto, das er zusammen mit Kardinal Wyszyński am Flughafen in Warschau bei der Begrüßung von Kardinal Casaroli, dem Vertreter Pauls VI., sagte: „Nihil de nobis sine nobis.“

Eine Einschränkung zum Dialog machte das Konzil, worauf sich Bischof Paul berief: Das Konzil meint den „Dialog, geführt einzig aus Liebe zur Wahrheit und unter Wahrung angemessener Diskretion.“ Hier waren die Grenzen gesetzt. Die Liebe zur Wahrheit muss auf beiden Seiten liegen, ebenso braucht es bei beiden Gesprächspartnern angemessene Diskretion, um nicht unnötiges Ärgernis zu geben.

Nicht nur in der Beurteilung der Ostpolitik unter Papst Paul VI. waren sich Bischof Paul und Pater Werenfried einig. Auch ihre Hilfe für Mutter Teresa zeigte, wie beide das wahre Christentum sahen. Pater Werenfried war einer der ersten, der Mutter Teresa in Kalkutta entdeckte und ihr half. Das geschah auf der Grundlage tiefer Sachkenntnis, denn Werenfried kannte albanische Priester in Jugoslawien wie Lush Gjergi, der wertvolle Bücher über die nun heiliggesprochene Mutter Teresa aus Skopje schrieb. *Kirche in Not* half auch den albanischen Pfarreien im Kosovo, Montenegro und Mazedonien, weil Werenfried wie auch Bischof Paul wussten, dass sie von Jugoslawien aus das Volk Mutter Teresas unterstützen konnten, als Albanien das erste und einzige atheistische Land der Welt war, in dem Enver Hoxha jede Religion verboten hatte.

Auch die Botschaft von Fatima war eine Verbindungsklammer zwischen Bischof Paul und Kirche in Not, denn Pater Werenfried hatte sein Werk der Gottesmutter anvertraut und es unter ihren Schutz gestellt.

Beide große Männer sind oft missverstanden worden, denn beide waren Charismatiker, vom Heiligen Geist getrieben. Beide haben neue geistliche Gemeinschaften ins Leben gerufen. Sie waren Ordensgründer: Pater Werenfried für die *Töchter der Auferstehung*, Bischof Paul für die *Familie Mariens*, vorher bereits für die Bewegung *Pro Deo et fratribus*, für die Pater Sebastian Labo die Zeitschrift *Pro fratribus* herausgab.

Bischof Paul starb im Kloster Gratzen in Südböhmen, im ehemaligen Servitenkloster, das heute von der *Familie Mariens* geführt wird. Ich habe zweimal mit Gruppen Gratzen besucht. Einmal mit einem Bus voller vertriebener sudetendeutscher Schwestern aus verschiedenen Kongregationen, für die das Sudetendeutsche Priesterwerk in Gratzen den alljährlichen Sudetendeutschen Schwesternkongress durchführte.

Das zweite Mal war ich mit Priestern und Laien bei der traditionellen marianischen Wallfahrt des deutschen Büros von *Kirche in Not* in München. Die Aufnahme und Gastfreundschaft im Kloster Gratzen war herzlich und ich konnte noch das letzte Mal Bischof Paul sehen.

Es gibt viel Material über Bischof Paul, auch aus dem Archiv der Königsteiner Anstalten, das heute in Bonn in über 1000 Ordnern bei der Kommission für Zeitgeschichte liegt, auch das Archiv der 1977 sistierten Hochschule und des Königsteiner Priesterseminar in Königstein. Der 1974 verstorbene Weihbischof Adolf Kindermann, der „Vater Königsteins“, der 1948 Pater Werenfried einlud nach Königstein, war ein Freund von Bischof Paul. Nach dem Tod von Bischof Kindermann 1974 verlegte Pater Werenfried die internationale Zentrale seines Werkes von Rom nach Königstein.

Es gibt also noch viel Material über unseren Bischof Paul, das entdeckt und erforscht werden muss. Ich erwähne nur eine vertrauliche Promemoria vom 10.8.1981 über eine Sitzung, auf der die Zusammenarbeit von *Pro fratribus* und *Kirche in Not* behandelt wurde. Es waren anwesend: Bischof Paul Hnilica, der slowakische Exilbischof Dominik Kalata, Pater Werenfried van Straaten, Pater Sebastian Labo, Pater Günter Firlus, die Generalsekretärin Frau Antonia Willemsen und Dr. Leo Maasburg.

Dabei legte Bischof Paul die wichtigsten Grundgedanken von *Pro fratribus* dar: Begegnung des Atheismus mit missionarischen Mitteln und die Entwicklung einer Missionsmethode, sozusagen ein Penicillin gegen den militanten Atheismus. Pater Werenfried unterstrich den weltweiten Auftrag, dem sich *Kirche in Not* verpflichtet fühlt und „sieht Bischof Paul zur spirituellen Führung berufen, aber nicht zur administrativen Agenda, da „dies nicht Deine Berufung ist, ja Du dadurch vielleicht die Verwirklichung des Planes Gottes verhinderst (...).“

Sie sehen daraus: Beide großen Persönlichkeiten waren also nicht immer der gleichen Meinung, das zeigen auch andere Briefe von beiden. Mich bewegt ein demütiger Brief des Bischofs sehr, in dem er seinem Freund Werenfried seine Schwächen nennt, aber auch ein Brief vom 11. Oktober 1990 an Pater Werenfried, als nach der Wende des Jahres 1989/90 der Speckpater manche Enttäuschung erlebte, auch von Rom und von der Deutschen Bischofskonferenz. Bischof Paul tröstete ihn, denn das Werk *Kirche in Not* sei „in eine neue Phase eingetreten: Es geht nicht mehr um das Überleben der Kirche im Osten, sondern um ihren Neuaufbau“. Und der Bischof fügte als Postscriptum an: „Was ich geschrieben habe, sind nicht nur meine Gedanken, sondern werden auch von allen meinen Mitbrüdern geteilt.“

Die Slowakei ist ein kleines Land, aber einer der wenigen Staaten in der EU, die noch christlich sind und die sich um eine Neuevangelisierung Europas bemühen. Ich muss jetzt schließen: Ich tue dies optimistisch, weil diese internationale Konferenz den Geist Bischofs Paul atmet, der uns Vorbild sein muss für unsere Aufgabe, eine Aufgabe für die Kirche und Europa: Wie heißt es im *Suscipiat* der hl. Messe: Möge es ein Segen sein für uns und die ganze heilige Kirche.

Rudolf Grulich

Auf böhmischen Spuren in Friaul

Nach Fahrten vergangener Jahre in die Türkei, nach Ungarn und Istrien führte die diesjährige Studienfahrt und Leserreise der *Sudetendeutschen Zeitung* nach Friaul, einem Herzland Europas, in dem Germanen, Romanen und Slawen die Kultur prägten. Heute ist die Region Friaul-Julisch Venetien ein Gebiet, in dem vier Sprachen anerkannt sind: Italienisch, Slowenisch, Furlanisch und Deutsch, was das Ortsschild von Görz zeigt, auf dem Gorizia, Gorica, Gurizze und Görz zu lesen ist. Die Fahrt wurde von Rudolf Grulich vom Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien und von Raimund Paleczek vom Sudetendeutschen Institut in München vorbereitet, deren Leiter sich als Kenner der Geschichte und Kultur Friauls erwiesen. Quartier für die Woche der Fahrt war das Hotel *Friuli* in Udine. Erste Station auf der Hinfahrt war Tarvis, das bis 1919 zu Kärnten gehört hatte, aber im Friedensvertrag von St. Germain von Österreich mit dem mehrheitlich deutschsprachigen Kanaltal an Italien abgetreten werden musste. In Tarvis machte Grulich nicht nur auf die alten Fresken in der Pfarrkirche aufmerksam, sondern auch auf vier Glasfenster mit Aufschriften in Latein, Deutsch, Slowenisch und Furlanisch mit jeweils zwei Heiligen.

Dem lateinischen *Laudate Dominum* sind die Heiligen Fortunatus und Hermagoras zugeordnet, dem deutschen *Preiset den Herrn* der heilige Bischof Otto von Bamberg und Kaiser Heinrich II. Das Fenster mit der slowenischen Inschrift *Hvalite Gospoda* zeigt die Slawenapostel Cyrill und Method. Das vierte Fenster ist nicht italienisch beschriftet, sondern in Furlanisch „Ladait signôr“, der mit dem Rätoromanischen der Schweiz und dem Ladinischen in Südtirol verwandten alpenromanischen Sprache, die manchmal von Deutschen auch Friaulisch oder Friulanisch genannt wird und die seit 1999 in der Region Friaul-Julisch Venetien anerkannt ist und auch gefördert wird. Auf diesem Fenster sind als Heilige der Patriarch Paulinus und Kaiser Karl der Große dargestellt. Auf anderen Fenstern sehen wir Abkürzungen P. A. 898-1782 und D. B. 1007-1759 d. h. Patriarchatus Aquileiensis und Dominium Bambergensis, denn Tarvis gehörte von 898 bis zur Aufhebung des Patriarchates zu Aquileia, war aber von 1007 bis 1759 im Besitz der Bischöfe von Bamberg. Als König Heinrich II. im Jahre 1007 das Bistum Bamberg gründete, stattete er es mit viel Besitz aus, der ihm oder seiner Frau Kunigunde gehörte, darunter war auch Tarvis. 1014 wurde Heinrich in Rom vom Papst zum Kaiser gekrönt. Er wird ebenso wie Bischof Otto von Bamberg als Heiliger verehrt. Der heilige Fortunatus war ein Diakon, der zusammen mit dem hl. Hermagoras um 304 den Märtyrertod erlitt, und zwar in der Nähe des heutigen Belgrad. Die Reliquien gelangten nach Aquileia.

Die heiligen Slawenapostel Cyrill und Method wurden 1980 von Papst Johannes Paul II. zu Patronen Europas erhoben und werden im Osten, vor allem in der Slowakei und Tschechien, in Slowenien und Kroatien verehrt. Von Kaiser Karl dem Großen heißt es oft, dass er nur in Aachen und Frankfurt als Heiliger verehrt werde, da ihn ein Gegenpapst heiligsprach. Grulich erklärte aber, dass seine Verehrung auch in Friaul lebendig ist, aber auch in Prag, wo Kaiser Karl IV. zu seinen Ehren den Karlshof mit einer Kirche erbauen ließ.

Grulichs Ausführungen in der Kirche vertiefte Dr. Paleczek sachkundig auf der Weiterfahrt nach Udine mit einem Einblick in die Geschichte Friauls und der Vielzahl der Völker, die Friaul durchzogen, eroberten und ihre Spuren hinterließen: Germanen und Römer, Hunnen und Slawen, Byzantiner, Venezianer und Österreicher. Aufschlussreich und für die Teilnehmer bei den Besuchen von Kirchen und Burgen, Städten und Sehenswürdigkeiten der nächsten Tage waren Paleczeks Erklärungen zum Patriarchat Aquileia, denn die Patriarchen von Aquileia waren lange Fürsten des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

Die Teilnehmer waren so motiviert, dass sie nach dem Empfang im Hotel und dem Abendessen noch Grulichs Einladung eines ersten abendlichen Rundgangs durch das malerische Udine annahmen. Es

würde den Rahmen dieses Berichts sprengen, die Vielzahl von Rundgängen durch historische Städte, und die Besichtigung von Kirchen und Burgen, Domen und Sehenswürdigkeiten nur zu erwähnen. Was aber betont werden muss, und wie Paleczek und Grulich in ihren Ausführungen aufzeigten, ist die Tatsache, dass das europäische Friaul bzw. der alte Patriarchenstaat von Aquileia auch von Böhmen beeinflusst war. Unter dem Patriarchen von Aquileia waren zur Zeit Kaiser Karls IV. auch ein Nikolaus von Luxemburg und ein Johann von Mähren. In Udine, in der Kirche Maria vom Lied, besuchten die Fahrtteilnehmer das Grab des seligen Odorich von Portenau, eines Franziskaners aus Pordenone aber böhmischer Abstammung, der deshalb auch Odorico Boemo oder Odorich von Böhmen genannt wird. Im 14. Jahrhundert missionierte und forschte Odorich in China und lieferte darüber einen ausführlichen Bericht. Wegen seines böhmischen Vaters gilt er den Tschechen als „tschechischer Marco Polo“. Von der Vielzahl der Städte, die besucht wurden, seien San Daniele, Venzona, Gemona, Tolmezzo und Nimis genannt, ferner Görz und Cividale, Aquileia und Grado, dazu die Wallfahrtskirchen auf dem Heiligen Berg bei Görz, Castelmonte und die Kirche auf der Insel Barbana in der Lagune von Grado. Viele der Fahrtteilnehmer waren zwar schon mehrfach an der Adria, hatten aber Friaul nur auf der Autobahn durchfahren und waren nun überrascht, was sie jetzt sahen und erlebten: Die Spuren des Habsburgerreiches, die Kriegsgräber des Ersten Weltkriegs mit den 12 Isonzoschlachten und der Zerstörung von Kirchen, die Tragödie der Kosaken, die Hitler 1944 in Friaul ansiedelte und die 1945 von den Engländern an Stalin ausgeliefert und in den Tod geschickt wurden.

Die Teilnehmer dankten nach dem Ende der Fahrt den beiden Leitern und der Redaktion der Sudetendeutschen Zeitung und bedauerten, dass Herr Fischer als Chefredakteur an der Fahrt aus Zeitgründen nicht teilnehmen konnte. Einstimmig wurde bestätigt, dass man weitere Leserreisen der SdZ wünsche. Genannt wurde Wien und Südmähren, denn nächstes Jahr jährt sich zum 200. Mal der Todestag des südmährischen Heiligen Klemens Maria Hofbauer, des Apostels von Wien. Beeindruckend war neben dem UNESCO-Weltkulturerbe Aquileia und Cividale auch Cormòns, wo die Stadtpfarrkirche und die ganze Stadt, die vor Cividale auch Patriarchatssitz war, den hl. Adalbert von Prag zum Patronen haben. (Vgl. den folgenden Beitrag von Raimund Paleczek).

Angelika Steinhauer

Cormòns im Friaul und sein Stadtpatron Adalbert aus Böhmen

Im Rahmen der Studienfahrt des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien und des Sudetendeutschen Instituts vom 15. - 21. Juni 2019 war auch die alte friulanische Stadt Cormòns (dt.: Correns) an der italienisch-slowenischen Grenze eine Station. Vor weit über 1000 Jahren residierten hier die Patriarchen von Aquileia (628-737), bevor sie ihren Bischofssitz in die historische Hauptstadt des Friaul nach Cividale verlegten. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Studienfahrt besichtigten in Cormòns die Stadtpfarrkirche, die als eine von nur drei Kirchen in Italien das Patronat des heiligen Vojtěch-Adalbert von Prag (956-997) trägt. Aber nicht allein die Stadtpfarrkirche, sondern auch die Stadt Cormòns selbst hat den Heiligen aus Böhmen zum Patron.

Im Leben des heiligen Adalbert findet man indessen keine Verbindung zu Cormòns. Wie also kam der Heilige an der Nahtstelle zwischen romanischer und slawischer Kultur zur Patronatsehre im Friaul? Um es vorweg zu nehmen: die Forschung ist sich darin einig, dass es auf diese Frage in Ermangelung schriftlicher Belege keine klare Antwort gibt. Sicher ist, dass das Patrozinium im Mittelalter entstanden ist. Die einzige erhaltene regionale Chronik aus dieser Zeit, die *Annales foro(i)ulienses* (1252-1331), gibt hierüber keine Auskunft. Der erste schriftliche Beleg, der den heiligen Adalbert als Patron der Stadtkirche von Cormòns nennt, datiert auf das Jahr 1289. Da aber bereits schon deutlich vorher ein Kirchenbau bestanden hat, ist das Patrozinium sicher älter. Aus der wissenschaftlichen Literatur sind zwei Erklärungsversuche (Lewanski 1983 und Degrassi 1996) beachtenswert.¹

Ausgehend von den überregionalen schriftlichen Quellen im Umfeld von Cormòns ist sicher, dass Kaiser Otto II. im Jahre 980 die Stadt Cormòns dem Patriarchen Rodoald von Aquileia (reg. 963-984), einem Deutschen, zum Lehen gegeben hat. Kaiser Otto III. (980-1002) war mit Erzbischof Adalbert von Prag sehr gut befreundet. Beide hatten sich um 990 im römischen Benediktinerkloster SS. Bonifacio e Alessio kennengelernt. Der junge Kaiser förderte den väterlichen Freund nach Möglichkeiten auch und gerade nach dessen Märtyrertod 997. Auf Ottos maßgebliche Initiative hin erfolgte nur zwei Jahre später 999 die Heiligsprechung Adalberts durch Papst Silvester II., der ein persönlicher Berater des Kaisers war. Im März des darauffolgenden Jahres besuchte Kaiser Otto III. persönlich Adalberts Grab

1 Richard K. Lewanski: Sant' Adalberto: il santo patrono di Cormòns e dell'Europa Centrale, in: Forum Iulii 7 (1983), 29-36. - Donata Degrassi: Cormòns nel Medioevo, Monfalcone 1996.

in Gnesen. Während dieses Besuches verlieh der Kaiser dem polnischen Herzog Bolesław die Königswürde und errichtete sozusagen über dem Grab seines heiligen Freundes Adalbert das Erzbistum Gnesen.

Alle diese Maßnahmen sind im Zusammenhang mit den schwärmerischen Plänen Kaiser Ottos zu sehen, ein christliches, länderübergreifendes Reich zu gründen, das als Gegengewicht zum byzantinischen Kaiserreich eine Erneuerung des alten weströmischen Reiches sein sollte. Dieses erneuerte Westreich sollte aber bewusst die missionierten slawischen Gebiete integrieren. Die Verbreitung der Verehrung von neuen Heiligen, die eine Verbindung zwischen dem alten

lateinischen Westen und dem neuen lateinischen Osten darstellen, schien ein geeignetes Mittel für die geistig-kulturelle Verschmelzung zu sein. In diesem Sinne können wir annehmen, dass Kaiser Otto III. die Verehrung des heiligen Adalbert entlang von Pilgerwegen befördert hat. Cormòns lag auf einem bedeutenden Pilgerweg von Polen nach Rom. Auch der ausgewiesene Kenner der mittelalterlichen Kirchengeschichte der böhmischen Länder, der Sudetendeutsche Franz Machilek vermutet, dass das Kirchenpatrozinium in Cormòns von Kaiser Otto III. begründet worden ist.²

Eine weitere Deutung (Degrassi 1996) führt an, dass das Patrozinium im Zusammenhang mit den Kreuzzügen des böhmischen Königs Ottokar II. gegen die Pruzzen entstanden sein könnte. An diesen Kreuzzügen zwischen 1245 und 1254 hat sich auch Graf Meinhard III. von Görz (1194-1258) beteiligt, der als Vogt des Patriarchen von Aquileia Herr über Cormòns war. Nach erfolgreicher Beendigung des Feldzuges kehrte Graf Meinhard in seine Heimat zurück. Es ist denkbar, dass er in Erinnerung an den heiligen Adalbert, der ja von Pruzzen 997 erschlagen worden war, und aus Dankbarkeit für den Sieg über die Pruzzen Kirche und Stadt Cormòns dem böhmischen Heiligen weihte und ihm damit die Grundlage für eine nachhaltige



Dom des hl. Adalberts in Cormòns

Foto: Dr. Raimund Paleczek

² Franz Machilek: Adalbert - Verehrungsgeschichte. In: St. Samerski (Hg.), Die Landespatrone der böhmischen Länder. Paderborn 2009, 51-65, hier: 53.

Verehrung bereiten wollte. Denkbar ist auch eine Verbindung der angeführten Auslegungen:

1. das Kirchenpatrozinium stammt ungefähr aus dem Jahr 1000 oder kurz danach
2. das Stadtpatrozinium als Ergänzung zum Kirchenpatronat ist zweieinhalb Jahrhunderte später (1254/58) entstanden.

Das Beispiel von Cormòns macht als eines von vielen deutlich, dass im Mittelalter die geistigen Verbindungen vielfältiger waren, als uns das in der Gegenwart bewusst ist. Europa definierte sich über seine christlich-ideellen Grundlagen und seine himmlischen Fürsprecher. Das sollten wir uns gerade in der aktuellen Krise Europas vor Augen halten!

Raimund Paleczek



Foto: Don Martino

Unsere zweite Wallfahrt 29. Juli bis 3. August 2019

Auch dieses Jahr mussten wir die Wallfahrt vom Mai ein zweites Mal durchführen, weil die Teilnehmerzahl der *Marianischen Fahrt* so groß war, dass wir unter der geistlichen Leitung von Dekan Dr. Gehrman das Programm wiederholten. Da wir in Heft 2-2019 unserer Mitteilungen über die erste Fahrt berichteten, möchten wir in diesem Bericht auf einige Aspekte hinweisen, die uns bei unseren Wallfahrten, aber auch bei den Studienreisen leiten.

Ein altes Sprichwort sagt: *Wallfahrt kennt keine Grenzen*. Daher sind unsere Fahrten grenzüberschreitend, was ja seit der politischen Wende seit 1990 wieder möglich ist. Wir sind aber auch überzeugt: *Heilige verbinden die Völker*. Das betonten bereits am Ende des Konzils 1965 die polnischen Bischöfe in ihrem Brief an die deutschen Bischöfe. Wir erlebten es in Schlesien ebenso wie bei der Studienreise nach Friaul. Im schlesischen Wahlstatt begegnete uns der hl. Adalbert von Prag ebenso wie in Cormòns an der italienisch-slowenischen Grenze. Nicht nur der Dom, sondern die ganze Stadt Cormòns hat als Patron den hl. Bischof Adalbert, den Tschechen und Slowaken, Deutsche und Polen, Kroaten und Ungarn verehren. Wallfahrten zu den Heiligen haben Europa gestaltet und geprägt, das hat uns Professor Grulich in diesen Wallfahrtswochen nahegebracht und das haben auch die abendlichen Gespräche im

Seminarraum gezeigt. Immer war Geschichte und Gegenwart lebendig und Professor Grulich war kein zurückblickender Nostalgiker, sondern machte Geschichte für unsere Gegenwart verständlich. In Wahlstatt sahen wir Bilder mit dem Abt Zinke von Braunau, der die Klosterkirche erbaute. Abt Othmar Zinke war Abt von Braunau und Břevnov in Prag, aber auch von Wahlstatt und Politz. Er holte die Brüder Asam, Christoph und Kilian Dienzenhofer, den Bildhauer Hiernle aus Landshut und den Freskant Reiner aus Prag zur Ausschmückung der Kirche. Über Abt Zinke hat Pater Beda Menzel geschrieben, denn die Mönche von Braunau wurden 1946 vertrieben und fanden im niederbayerischen Rohr eine neue Heimat.



Die Josefskapelle in Niederoderwitz. Foto: Don Martino

Ähnliche Gedanken hatte ich bei der neuerbauten Josefskapelle in Niederoderwitz, wo wir die Gastfreundschaft der Familie Werner genossen. Wir hatten prächtige Kirchen gesehen, nun erlebten wir, dass auch im 21. Jahrhundert als Dank für Gottes Hilfe Kapellen erstehen. Der Abt von Tepl hatte die Kapelle eingeweiht und eine Reliquie des seligen Hroznata gebracht. Bei der 800-Jahrfeier des Stiftes Tepl war nach langen Jahren 1993 wieder das deutsche Hroznata-Lied erklingen, das wir bei der hl. Messe sangen, die Dekan Gehrman mit Don Martino, einem italienischsprachigen Schweizer zelebrierte. Ja, Wallfahrt kennt keine Grenzen und Heilige verbinden die Völker.

Angelika Steinhauer

Tage der offenen Tür im vierten Quartal 2019

Ab Oktober beginnen wir wieder mit unseren Tagen der *offenen Tür* mit den folgenden Themen:

Am 26. Oktober: *Unsere Heimatpriester nach der Vertreibung.*

Am 23. November: *Die Mährer auf dem Herrnhaag bei Büdingen.*

Die Veranstaltungen beginnen jeweils um 14.00 Uhr in Ockstadt, Alte Burgstraße 4.

Wir werden uns bemühen, unseren Zielen treu zu bleiben.

Unser Bücherangebot

Neu:

Adolf Hampel, *Mein langer Weg nach Moskau. Ausgewählte Erinnerungen*, 2. Auflage, 188 Seiten, EURO 14,80.

Arnold Spruck, **„Wurzeln und Wege“**. Eine Geschichte der Katholiken in und um Nidda. 533 Seiten, EUR 16,80.

Michael Popović, Ivan Pfeifer (Hrsg.). **Der Ackermann aus Böhmen. Materialien einer deutsch-tschechischen Konferenz über den Tod und das Sterben**. 336 Seiten. EUR 16,80.

Helmut Gehrman, **Tschechischer nationaler Mythos als Politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948**, (= Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Band XVII.) 528 Seiten, EUR 29,80.

Zur Seligsprechung von P.Engelmar Unzeitig:

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel**. 279 Seiten. EUR 10,00.

Nidda-New York-Eger. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers, und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

Böhmisch-mährische Medaillons. Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich, Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas**. 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland**. 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen**. 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre**. 272 Seiten, EUR 19,80.

Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“**. Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken**. 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“**. Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung des „Ackermann und der Tod“ und dem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek. 112 S., EUR 7,80.

Band 6: Patrick Strosche. **„Wohin soll ich mich wenden?“ Das Ringen um die Aufnahme ostdeutscher Kirchenlieder in das Gesangbuch des Bistums Mainz**. 2017, 192 Seiten. EUR 9,80.